

dtv

Enttäuscht vom mittelmäßigen Erfolg seiner Romane, wendet sich Henry James, der wohl bedeutendste angloamerikanische Schriftsteller der letzten Jahrhundertwende der Bühne zu. Ein Theater-skandal in London ist die Folge. Henry James verläßt England, geht auf Reisen und lebt in Rom, Venedig und Paris inmitten von Künstlern, Schriftstellern, der reichen Oberschicht. Doch ihm, dessen Romane von so außergewöhnlicher Einfühlungskraft zeugen, will die Nähe zu seinen Mitmenschen nicht gelingen. Zu ungewiß war ihm die eigene sexuelle Identität, zu blind war er gegenüber seinen wahren Gefühlen. Ein ebenso tiefgründiges wie originelles Buch über die Einsamkeit und Sehnsucht eines Mannes, der Zeit seines Lebens darum gerungen hat, seine Träume von der großen Leidenschaft mit seiner eigenen Fragilität in Einklang zu bringen.

Colm Tóibín schildert Henry James in seinen mittleren Jahren. Er ist in das Leben des »Meisters« förmlich hineingekrochen, hat das Verschwiegene des Lebens und das nicht gelebte Leben zur Sprache gebracht.

*Colm Tóibín*, 1955 in Irland geboren, veröffentlichte mehrere Sachbücher, und bereits sein erster Roman, »Der Süden« (dt. 1994), wurde von der Kritik enthusiastisch gefeiert. Tóibíns Bücher wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Er gilt als einer der interessantesten englischsprachigen Schriftsteller der mittleren Generation.

Colm Tóibín

Porträt des Meisters in mittleren Jahren

Roman

Aus dem Englischen von  
Giovanni und Ditte Bandini

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Colm Tóibín sind im  
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Geschichte der Nacht (13198)  
Das Schiff von Blackwater (13355)

Dezember 2007  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des  
Carl Hanser Verlags München Wien  
© Colm Tóibín 2004  
Die Originalausgabe erschien erstmals 2004 unter dem Titel:  
»The Master« bei Picador in London  
© 2005 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Carl Hanser Verlag München Wien  
Die Henry-James Zitate auf S. 63, 84 und 285 stammen aus:  
»Tagebuch eines Schriftstellers«,  
© Verlag Kiepenheuer & Witsch 1965  
Umschlagbild: »Venetian Interior« (1880–1882) von  
John Singer Sargent, © Carnegie Museum of Art, Pittsburgh  
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13619-8

*Für Bairbre Stack und Michael Stack*



*Erstes Kapitel*  
*Januar 1895*

Manchmal träumte er nachts von den Toten – vertrauten Gesichtern und den anderen, halbvergessenen, flüchtig heraufbeschworenen. Als er jetzt aufwachte, war es nach seinem Gefühl eine Stunde oder mehr vor Morgengrauen; es würde noch einige Zeit lang kein Geräusch, keine Bewegung wahrzunehmen sein. Er betastete seine steif gewordenen Nackenmuskeln; unter den Fingern fühlten sie sich hart und fest an, ohne zu schmerzen. Als er den Kopf bewegte, knirschten die Muskeln. Ich höre mich an wie eine alte Tür, dachte er.

Er wußte, daß er unbedingt wieder einschlafen mußte. Er konnte nicht so viele Stunden wach liegen. Er wollte schlafen, in eine tröstliche Schwärze eintreten, eine dunkle, aber nicht zu dunkle Ruhestätte, gespensterleer, menschenleer, ohne schwankende Gestalten.

Als er wieder aufwachte, war er unruhig und wußte nicht gleich, wo er war. Er wachte oft so auf, verwirrt, lediglich mit einer unklaren Erinnerung an den Traum und mit dem verzweifelten Wunsch, der Tag möge endlich beginnen. Manchmal wärmte er sich im Halbschlaf im dunstigen milden Licht von Bellosguardo zu Anfang des Frühlings, wenn alles in der Ferne verschwamm und er sich, dicht bei der Wand des alten Hauses im Sessel sitzend, im Duft der Glyzinien, der frühen Rosen und des Jasmins, dem köstlichen Gefühl des Sonnenlichts auf seinem Gesicht hingab. Wenn er dann aufwachte, hoffte er, der Tag könnte wie der Traum werden; die Spur des Behagens und der Farbe und des Lichts würde die Dinge mit einem Goldrand umgeben, bis die Nacht wieder hereinbräche.

Aber dieser Traum war anders. Es war, oder es wurde gerade, irgendwo dunkel, es war eine Stadt, eine alte italienische Stadt wie Orvieto oder Siena, aber eben kein bestimmter Ort, sondern eine Traum-Stadt mit engen Straßen, die er hastig entlangging; er war nicht sicher, ob er allein oder mit jemandem zusammen war, aber er

hatte es eilig, und da waren auch Studenten, die langsam den Hügel hinaufschlenderten, an erleuchteten Geschäften und Cafés und Restaurants vorbei, und er bemühte sich, sie zu überholen, sie irgendwie hinter sich zu lassen. Sosehr er sich auch zu erinnern versuchte, er war immer noch nicht sicher, ob ihn jemand begleitete; vielleicht ja, vielleicht ging aber auch lediglich jemand hinter ihm her. Es gelang ihm nicht, sich diese schattenhafte zeitweilige Präsenz genauer zu vergegenwärtigen, aber in regelmäßigen Abständen schien eine Person oder eine Stimme bei ihm zu sein, die den Grund der Dringlichkeit, der Notwendigkeit zur Eile besser als er begriff und leise murmelnd auf ihn einredete, ihn zu überzeugen suchte, schneller zu gehen, die Studenten beiseite zu drängen.

Warum träumte er das? Er erinnerte sich, daß er an jeder langen trübbeleuchteten Einmündung in einen Platz drauf und dran gewesen war, die menschenwimmelnde Straße zu verlassen, aber dann drängte es ihn, weiterzugehen. Trug ihm sein geisterhafter Begleiter auf, weiterzugehen? Schließlich betrat er eine weite italienische Piazza, rundherum Türme und zinnenbewehrte Dächer, oben ein dunkler, fast tintenblauer Himmel, glatt und fugenlos. Er stand da und schaute, als wäre es ein gerahmtes Bild, und nahm die Symmetrie und stoffliche Beschaffenheit in sich auf. Diesmal – und ihn fröstelte, als er sich die Szene vergegenwärtigte – standen in der Mitte Gestalten, die ihm den Rücken zuehrten, im Kreis aufgestellte Gestalten, deren Gesichter er nicht sehen konnte. Er wollte schon auf sie zugehen, als sie sich umwandten. Eine der Gestalten war seine Mutter am Ende ihres Lebens, seine Mutter, wie er sie zuletzt gesehen hatte. Zwischen den anderen Frauen stand, nicht weit von ihr, seine Tante Kate. Beide waren schon seit Jahren tot; sie lächelten ihm zu und näherten sich langsam. Ihre Gesichter waren wie Gesichter in einem Gemälde. Das Wort, das ihm in den Sinn kam – er war sicher, daß er das Wort ebenso geträumt hatte wie die Szene selbst –, war »flehentlich«. Sie flehten ihn oder sonst jemanden an, baten, beschwoeren ihn, und dann streckten sie die Hände wie Bittsteller aus, und als sie fast bei ihm waren, schreckte er in eisiger Furcht aus dem



Schlaf, und er wünschte sich, sie hätten etwas gesagt oder er hätte den beiden Menschen, die er in seinem Leben am meisten geliebt hatte, etwas Trost spenden können. Der Traum hinterließ in ihm eine erschöpfende, nagende Traurigkeit und – da er wußte, daß er nicht wieder einschlafen durfte – das übermächtige Verlangen, sich ans Schreiben zu machen, sofort, bloß um sich zu betäuben, sich abzulenken von der Vision dieser beiden Frauen, die für ihn verloren waren.

Als er noch einmal an die eine Sekunde des Traums dachte, die ihn aus dem Schlaf hatte hochschrecken lassen, bedeckte er einen Augenblick lang sein Gesicht. Er hätte jetzt viel dafür gegeben, diese Sekunde vergessen zu können, sie daran zu hindern, ihm in den Tag zu folgen: Auf diesem Platz hatte er seiner Mutter unverwandt in die Augen geschaut, und ihr Blick war voller Angst gewesen, ihr Mund bereit zum Aufschrei. Es verlangte sie inbrünstig nach etwas für sie Unerreichbarem, Ungreifbarem, und er konnte ihr nicht helfen.

In den Tagen zwischen den Jahren hatte er jede Einladung abgelehnt. Er schrieb Lady Wolseley, er sehe sich den ganzen Tag Proben an in Gesellschaft mehrerer dicker Frauen, die die Kostüme schneiderten. Er war unsicher und besorgt, oft ängstlich erregt, aber manchmal riß ihn die Handlung auf der Bühne auch so mit, als wäre sie ihm völlig neu, und berührte ihn. Er bat Lady Wolseley und ihren Mann, am nicht mehr fernen Tag der Premiere seines Stücks für ihn zu beten.

Am Abend konnte er nichts tun, und sein Schlaf war unruhig. Er sah niemanden außer den Dienstboten, und die wußten, daß sie ihn nicht ansprechen oder über das absolut unvermeidliche Maß hinaus stören durften.

Sein Stück *Guy Domville*, die Geschichte eines reichen katholischen Erben, der sich entscheiden muß, ob er sein Geschlecht fortsetzen oder ins Kloster eintreten soll, hatte am 6. Januar Uraufführung. Alle Einladungen zur Premiere waren abgeschickt worden, und er hatte schon viele Zusagen und Dankschreiben erhalten. Alexan-

der, der Regisseur und Hauptdarsteller, hatte eine eigene Verehrergemeinde, und die Kostüme – das Stück spielte im 18. Jahrhundert – waren prächtig. Doch trotz der Freude, die er neuerdings an der Gesellschaft von Schauspielern und an dem Glanz und den täglichen kleinen Veränderungen und Verbesserungen der Inszenierung hatte, war er, wie er es nannte, nicht für das Theater geschaffen. Mit einem Seufzer setzte er sich an seinen Schreibtisch. Er wünschte, es wäre ein gewöhnlicher Tag und er könnte die gestrigen Sätze durchlesen, einen geruhsamen Vormittag mit Korrekturen zubringen und dann aufs neue beginnen, den Nachmittag mit gewöhnlicher Arbeit ausfüllen. Und dennoch wußte er, daß seine Stimmung sich so rasch ändern konnte wie das Tageslicht im Zimmer, daß er ohne weiteres nur noch Freude an seinem Leben im Theater empfinden und die Gesellschaft seiner leeren Blätter aufs neue zu hassen beginnen konnte. Das mittlere Alter, dachte er, hatte ihn launenhaft gemacht.

Seine Besucherin war pünktlich um elf Uhr gekommen. Er hätte sich unmöglich weigern können, sie zu empfangen; ihr Brief war von einer behutsamen Hartnäckigkeit gewesen. Bald würde sie für immer von Paris wegziehen, und dies wäre ihr letzter Aufenthalt in London. Es lag etwas seltsam Endgültiges und Entsagungsvolles in ihrem Ton – einem Ton, der ihrem sonstigen Wesen so fremd war, daß er rasch den Ernst ihrer Lage erkannte. Er hatte sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, doch im Laufe dieser Jahre hatte er einige Briefe von ihr erhalten und von anderen immer wieder Neuigkeiten über sie erfahren. An diesem Morgen aber, da ihm sein Traum noch immer zusetzte und er wegen seines Stücks so besorgt war, sah er sie lediglich als einen Namen in seinem Tagebuch, der eine Erinnerung aufrührte, scharf umrissen, aber in den Details verblaßt.

Als sie ins Zimmer trat – ein warmes Lächeln im gealterten Gesicht, die Bewegungen ihrer grobknochigen Gestalt langsam und gemessen, ihre Begrüßung so fröhlich, offen und liebevoll, ihre Stimme so schön und leise, fast ein Flüstern –, fiel es ihm leicht, seine Sorgen über sein Stück und die Selbstvorwürfe wegen der Zeit, die er hier vergeudete, anstatt im Theater zu sein, hintanzustellen. Er hatte ver-

gessen, wie gern er sie mochte und wie leicht es war, sich in jene Zeit zurückversetzen zu lassen, als er in den Zwanzigern war und sich in Paris so lange und so oft wie möglich in der Gesellschaft französischer und russischer Schriftsteller aufgehalten hatte.

In den folgenden Jahren waren ihm die dunkleren Gestalten – sei es, daß sie keine Bekanntheit erlangt hatten, daß sie gescheitert waren oder überhaupt nie Erfolg angestrebt hatten – irgendwie ebenso interessant geworden wie die berühmten. Sein Gast war mit Fürst Oblisky verheiratet gewesen. Der Fürst hatte den Ruf eines ernsten und reservierten Menschen; das Schicksal Rußlands und sein demonstrativ gewähltes Exil interessierten ihn mehr als das Amusement eines Abends und die glänzende Gesellschaft, in der er sich befand. Die Fürstin war ebenfalls Russin, hatte jedoch den größten Teil ihres Lebens in Frankreich zugebracht. Um sie und ihren Mann rankten sich Andeutungen, Gerüchte und Vermutungen in großer Zahl. Er sagte sich, daß das der Zeit und dem Ort angemessen war. Jeder seiner Bekannten war von der Aura eines Lebens umgeben, das zur Hälfte geheim und zur Hälfte öffentlich war: man wußte davon, sprach aber nicht darüber. In jenen Jahren musterte man jedes Gesicht nach allem, was es unbeabsichtigt verraten mochte, und man achtete aufmerksam auf Nuancen und Hinweise. In New York und Boston war es nicht so gewesen, und in London – als er sich schließlich dort niederließ – gestatteten sich die Menschen zu glauben, man habe kein verborgenes und geheimes Ich, solange man nicht ausdrücklich das Gegenteil behauptete.

Er erinnerte sich an den Schock, als er Paris kennengelernt hatte, die Kultur des zwanglosen Doppelspiels, das Gefühl, das ihm diese Männer und Frauen vermittelt hatten, die von den Romanciers beobachtet wurden und das, was ihnen am meisten bedeutete, mühelos für sich behielten.

Er hatte noch nie eine Schwäche für das Intrigenspiel gehabt. Dennoch wußte er sich gern im Besitz von Geheimnissen, denn nicht Bescheid zu wissen bedeutete, fast alles zu verpassen. Er wiederum lernte, seinerseits nie irgend etwas zu verraten und niemals auch nur

zu erkennen zu geben, daß er gerade etwas Neues erfahren hatte, sondern so zu tun, als wären nur Belanglosigkeiten ausgetauscht worden. Die Männer und Frauen in den Pariser literarischen Salons bewegten sich wie die Akteure in einem Spiel des Wissens und Nichtwissens, der Verstellung und Verkleidung. Er wurde ihr gelehriger Schüler.

Er half der Fürstin, Platz zu nehmen, holte ihr zusätzliche Kissen und bot ihr dann einen anderen Sessel an, besser gesagt eine Chaiselongue, die sie vielleicht bequemer fände.

»In meinem Alter«, sagte sie lächelnd, »ist nichts bequem.«

Er ging nicht länger im Zimmer umher, sondern wandte sich ihr zu. Er wußte aus Erfahrung, daß er nur seine ruhigen grauen Augen wortlos auf jemanden zu richten brauchte, damit auch der andere ruhig wurde; dann begriff sein Gegenüber, so bildete er sich jedenfalls ein, daß seine nächste Äußerung etwas Ernsthaftes beinhalten sollte, daß die Zeit für unverbindliches Geplauder zu Ende war.

»Ich muß nach Rußland zurück«, sagte sie in langsamem, sorgfältig artikuliertem Französisch. »Mir bleibt keine andere Wahl. Wenn ich ›zurück‹ sage, tue ich so, als wäre ich schon früher in Rußland gewesen, und das stimmt auch, aber nicht in dem Sinne, daß es mir das mindeste bedeuten würde. Ich habe keinerlei Verlangen, Rußland wiederzusehen, er aber besteht darauf, daß ich dort bleibe und Frankreich endgültig verlasse.«

Sie lächelte, während sie sprach, so wie sie es von jeher getan hatte, aber jetzt spiegelten sich in ihrem Gesicht Kummer und etwas wie Ratlosigkeit. Sie hatte die Vergangenheit mit ins Zimmer gebracht, und in diesen Jahren nach dem Tod seiner Eltern und seiner Schwester beinhaltete jede Erinnerung an eine Zeit, die vergangen war, eine schreckliche und lastende Melancholie. Die Zeit würde kein Erbarmen haben, und in seiner Jugend hatte er sich niemals vorgestellt, welchen Schmerz der Verlust mit sich bringen würde, einen Schmerz, den mittlerweile einzig Arbeit und Schlaf in Schach halten konnten.

Ihre leise Stimme und ihre ungezwungene Art bewiesen, daß sie

sich nicht verändert hatte. Es war bekannt, daß ihr Mann sie schlecht behandelte. Er hatte Probleme mit seinen Landgütern. Jetzt sprach sie von einem entlegenen Gut, auf das sie verbannt werden sollte.

Das Januarlicht füllte den Raum wie eine seidenweiche Flüssigkeit. Er saß da und hörte ihr zu. Er wußte, daß Fürst Oblisky seinen Sohn aus erster Ehe in Rußland zurückgelassen und selbst nur widerwillig sein Leben in Paris verbracht hatte. Er war stets von einem Hauch der politischen Intrige umweht, von der unbestimmten Ahnung, daß er in der Zukunft Rußlands eine Rolle spielen würde und auf diesen Moment wartete.

»Mein Mann hat gesagt, es sei für uns alle an der Zeit, nach Rußland zurückzukehren, in die Heimat. Er ist ein Reformler geworden. Er sagt, Rußland werde ohne Reformen zusammenbrechen. Ich erwiderte, Rußland sei schon vor langer Zeit zusammengebrochen, aber ich habe ihn nicht daran erinnert, daß ihn Reformen sehr wenig interessierten, solange er keine Schulden hatte. Die Familie seiner ersten Frau hat das Kind aufgezogen und will mit dem Vater nichts zu tun haben.«

»Wo werden Sie wohnen?« fragte er.

»Ich werde in einem zerfallenden Herrenhaus wohnen, und halbverrückte Bauern werden sich die Nasen an den Scheiben meiner Fenster platt drücken, sofern die Fenster noch Scheiben haben. Da werde ich wohnen.«

»Und Paris?«

»Ich muß alles aufgeben, das Haus, die Dienstboten, meine Freunde, mein ganzes Leben. Ich werde erfrieren oder mich zu Tode langweilen. Es wird ein Wettrennen zwischen den beiden Möglichkeiten werden.«

»Aber warum?« fragte er sanft.

»Er sagt, ich habe sein ganzes Geld vergeudet. Ich habe das Haus verkauft und tagelang nichts anderes getan, als Briefe zu verbrennen und zu weinen und Kleider wegzuwerfen. Und jetzt verabschiede ich mich von allen. Morgen verlasse ich London und werde einen Monat in Venedig verbringen. Dann fahre ich nach Rußland. Er sagt, andere

würden ebenfalls zurückkehren, aber die gehen nach Sankt Petersburg. Für mich hat er einen anderen Ort vorgesehen.«

Sie sprach voller Gefühl, aber während er sie beobachtete, kam es ihm vor, als hörte er einer seiner Schauspielerinnen zu, die ihre Rolle genußvoll darstellte. Bisweilen sprach sie so, als erzählte sie eine amüsante Anekdote, die sie nicht selbst betraf.

»Ich habe jeden meiner Bekannten, der noch am Leben ist, wiedergesehen, und von all denen, die gestorben sind, habe ich die Briefe wiedergelesen. Bei manchen habe ich beides getan. Ich habe Paul Joukowskys Briefe verbrannt und ihn anschließend gesehen. Ich hatte nicht erwartet, ihn zu sehen. Er wird alt. Das hatte ich ebensowenig erwartet.«

Eine Sekunde lang kreuzten sich ihre Blicke, und es war, als wäre ein Schwall von klarem Sommerlicht ins Zimmer gefallen. Paul Joukowsky mußte mittlerweile fast fünfzig sein; sie hatten sich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Noch nie war jemand einfach so vorbeigekommen und hatte seinen Namen erwähnt.

Henry bemühte sich angelegentlich, nicht sofort etwas zu erwidern, eine Frage zu stellen oder das Thema zu wechseln. Vielleicht hatte irgend etwas in den Briefen gestanden – ein beiläufiger Satz, die Schilderung eines Gesprächs oder einer Begegnung. Aber er glaubte es nicht. Vielleicht teilte ihm die Besucherin lediglich aus nostalgischen Gründen mit, was seine Aura, sein öffentliches Ich in all den Jahren zu erkennen gegeben hatte. Seine Bemühungen um Ernst, Zurückhaltung und Höflichkeit hatten Frauen wie sie, die seinen üppigen Mund und den Ausdruck in seinen Augen bemerkten und sofort alles durchschauten, niemals getäuscht. Natürlich sagten sie nichts, ebenso wie sie jetzt nichts sagte, lediglich einen Namen aussprach, einen alten Namen, der ihm in den Ohren widerhallte. Einen Namen, der ihm einst alles bedeutet hatte.

»Aber Sie werden doch bestimmt zurückkommen ...?«

»Das ist das Versprechen, das ich ihm geben mußte: niemals zurückzukehren, für immer in Rußland zu bleiben.«

Ihr Ton war dramatisch, und plötzlich sah er sie auf der Bühne

stehen, sich beiläufig bewegen, so sprechen, als dächte sie sich nichts dabei, und dann einen Pfeil abschießen, eine einzelne Zeile, dazu bestimmt, ins Schwarze zu treffen. Ihre Worte ließen ihn begreifen, was geschehen war. Sie mußte einen sehr schlimmen Fehltritt begangen haben, um sich ihrem Mann wieder so zu unterwerfen. In ihren Kreisen würde man wissen und spekulieren. Manche würden Bescheid wissen, und andere würden es sich denken können. So wie es jetzt ihm überlassen war, es zu erraten.

Diese Gedanken beschäftigten ihn, und er merkte, daß er die Fürstin beobachtete, das von ihr Gesagte sorgfältig erwog und sich überlegte, wie er es verwenden könnte. Er mußte es niederschreiben, sobald sie gegangen wäre. Er hoffte, nichts weiter zu erfahren, kein konkretes Detail, aber als sie weitersprach, zeigte sich, daß sie Angst hatte, und wieder erwachte sein Mitgefühl.

»Wissen Sie, andere sind ebenfalls zurückgekehrt, und die Berichte klingen hervorragend. Sankt Petersburg ist zu neuem Leben erwacht, aber, wie ich Ihnen schon sagte, ich gehe nicht dorthin. Und Daudet, den ich auf einem Fest getroffen habe, sagte etwas ungemein Dummes zu mir. Vielleicht glaubte er, es könne mich trösten. Er sagte, daß meine Erinnerungen bleiben würden. Aber was soll ich mit Erinnerungen? Ich sagte ihm, mir sei noch nie etwas an Erinnerungen gelegen gewesen. Ich liebe das Heute und das Morgen, und wenn ich in Stimmung bin, liebe ich auch das Übermorgen. Letztes Jahr ist vergangen, wen kümmert schon letztes Jahr?«

»Anscheinend Daudet.«

»Ja, und zwar viel zu sehr.«

Sie erhob sich, und er begleitete sie zur Tür. Als er sah, daß sie eine Droschke hatte warten lassen, fragte er sich, wer dafür aufkam.

»Und Paul? Hätte ich Ihnen ein paar seiner Briefe geben sollen? Wäre Ihnen etwas daran gelegen?«

Henry reichte ihr die Hand, als hätte sie die Frage nicht gestellt. Er bewegte die Lippen, wie um etwas zu sagen, hielt aber dann inne. Er hielt ihre Hand einen Augenblick fest in seiner. Als sie auf die Droschke zuging, weinte sie beinah.

Er wohnte in diesen Zimmern in De Vere Gardens schon seit fast zehn Jahren, aber der Name Paul war hier nicht ein einziges Mal ausgesprochen worden. Seine Gegenwart war unter dem alltäglichen Geschäft des Schreibens, Erinnerns und Vorstellens begraben. Selbst in Träumen war Paul seit Jahren nicht mehr aufgetaucht.

Die schlichten Fakten, die ihm die Fürstin erzählt hatte, brauchte er jetzt nicht aufzuschreiben. Er würde sie nicht vergessen. Er wußte nicht, was er daraus machen würde, ob es ihre letzten Tage in Paris sein würden – wie sie Briefe verbrannt, Dinge verschenkt und zurückgelassen hatte –, ihr letzter Empfang oder ihr Gespräch mit ihrem Ehemann, der Augenblick, in dem sie von ihrem Schicksal erfahren hatte.

Ihren Besuch würde er in Erinnerung behalten, aber etwas anderes mußte er jetzt aufschreiben. Etwas, was er schon früher geschrieben und dann wohlweislich vernichtet hatte. Es erschien ihm seltsam, traurig beinah, daß er so viel produziert und veröffentlicht, so viel Intimes abgehandelt hatte und daß dennoch das eine, das zu schildern er sich am meisten berufen fühlte, niemals formuliert oder veröffentlicht, von niemandem jemals erfahren oder verstanden werden würde.

Er nahm die Feder auf und begann. Er hätte unleserlich schreiben oder eine Kurzschrift verwenden können, die nur er entziffern konnte. Aber er schrieb klar und deutlich, die Worte mitflüsternd. Er wußte nicht, warum es niedergeschrieben werden mußte, warum es nicht ausreichte, daß die Erinnerung wachgerufen worden war. Aber der Besuch der Fürstin und das, was sie über Verbannung und Erinnerung gesagt hatte, über Dinge, die vorbei waren und nie wiederkehren würden, und – jetzt unterbrach er sich im Schreiben und seufzte – daß sie den Namen ausgesprochen hatte, ihn so ausgesprochen hatte, als wäre er noch immer, irgendwo in greifbarer Nähe, vollkommen gegenwärtig – alle diese Dinge bestimmten während des Schreibens seinen Ton.

Er brachte zu Papier, was nach seiner Rückkehr nach Paris, als er ein paar Zeilen von Paul erhalten hatte, in jenem fast zwanzig Jahre



zurückliegenden Sommer geschehen war. Er hatte in der schönen Stadt in der Dämmerung in einer schmalen Straße gestanden und emporgesehen, gewartet, darauf gelauert, daß im Fenster des dritten Stocks eine Lampe angehen würde. Als die Lampe aufflammte, hatte er sich bemüht, Paul Joukowskys Gesicht am Fenster zu sehen, sein dunkles Haar, seine lebhaften Augen, den finsternen Blick, der sich so leicht in ein Lächeln verwandeln konnte, die schmale Nase, das breite Kinn, die bleichen Lippen. Als es Nacht wurde, wußte er, daß er selbst auf der unbeleuchteten Straße nicht zu sehen war, und er wußte ebenfalls, daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte, sei es, um zu seiner eigenen Wohnung zurückzukehren, sei es – beim bloßen Gedanken hielt er den Atem an –, um zu versuchen, sich Zutritt zu Pauls Zimmern zu verschaffen.

Pauls wenige Zeilen waren unzweideutig gewesen: Er würde allein sein. Niemand kam oder ging, und Pauls Gesicht erschien nicht am Fenster. Er fragte sich jetzt, ob diese Stunden nicht die wahrhaftigsten seines ganzen Lebens gewesen waren. Die treffendste Metapher, die er dafür finden konnte, war eine ruhige, hoffnungsfrohe, lautlose Überfahrt, ein Zwischenspiel, aufgehoben zwischen Festland und Festland, ein Stillstand, der wie ein Schweben war, und das Wissen, daß ein einziger Schritt ein Schritt ins Unmögliche wäre, ins unermeßliche Unbekannte. Er wartete, um noch einen weiteren flüchtigen Blick von dem zu erhaschen, was da oben war, dem unnahbaren Gesicht. Und stundenlang stand er reglos da, vom Regen durchnäßt, von Passanten gestreift, und niemals war hinter der Lampe auch nur einen weiteren Augenblick lang das Gesicht zu erkennen.

Er schrieb die Geschichte jener Nacht auf und dachte dann an den Rest der Geschichte, die niemals aufgeschrieben werden durfte, wie geschickt er die Blätter auch verstecken oder wie rasch er sie verbrennen oder zerstören mochte. Der Rest der Geschichte war erfunden, und er würde sich niemals gestatten, ihn in Worte zu fassen. Darin hatte er um die Mitte seiner Nachtwache die Straße überquert. Er hatte Paul auf seine Anwesenheit aufmerksam gemacht, Paul war heruntergekommen, und sie waren schweigend zusammen die

Treppe hinaufgestiegen. Und jetzt war vollkommen klar – Paul hatte daran keinen Zweifel gelassen –, was dann geschehen würde.

Er merkte, daß seine Hände zitterten. Er hatte sich niemals gestattet, über diesen Punkt hinauszuphantasieren. Weiter als bis zu diesem Punkt war er nie gekommen, aber nicht einmal so weit war er gekommen. Er blieb in jener Nacht auf seinem Posten, bis das Licht im Fenster erlosch. Dann wartete er noch eine Weile für den Fall, daß noch irgend etwas geschähe, aber die Fenster blieben dunkel und verrieten nichts. Dann ging er, langsam, nach Hause zurück. Er hatte wieder festen Boden unter den Füßen. Seine Kleider waren durchweicht, seine Schuhe waren vom Regen ruiniert.

Er genoß die Kostümpfen und gönnte sich die Freude, in Gedanken auf jeden Sitz des Theaters einen potentiellen Zuschauer zu setzen. Die Beleuchtung, die luxuriösen, prächtigen Kostüme, die hallenden Stimmen erfüllten ihn mit Stolz und Vergnügen. Er hatte in all den Jahren noch niemanden eins seiner Bücher kaufen oder lesen sehen. Und selbst wenn er es gesehen hätte, wäre ihm die Wirkung seiner Sätze verschlossen geblieben. Lesen war eine ebenso stumme, einsame und private Tätigkeit wie das Schreiben. Jetzt würde er sehen, wie Zuschauer den Atem anhielten, würde sie aufschreien und verstummen hören.

Er brachte Freunde und vertraute Gesichter unter, und dann plazierte er – und das war die bedenklichste und aufregendste Vorstellung – auf allen Sitzen in seiner näheren Umgebung und auf der Galerie über sich Fremde. Er stellte sich helle, kluge Augen in einem empfindsamen Männergesicht vor, eine dünne Oberlippe, weiche helle Haut, einen massigen, aber mit unbefangener Leichtigkeit getragenen Körper. Diese Gestalt plazierte er versuchsweise in der Reihe hinter sich, nahe der Mitte, und daneben eine junge Frau, die die kleinen, zarten Hände so aneinandergelegt hielt, daß die Fingerspitzen fast ihren Mund berührten. Allein im Theater – die Kostümschneiderinnen waren noch hinter der Bühne –, beobachtete er seine imaginären zahlenden Theaterbesucher, als Alexander in der

Rolle des Guy Domville auftrat. Bald war klar, worum es in dem dramatischen Konflikt gehen würde. Während das Stück seinen Fortgang nahm, behielt er das Publikum, das er hinter sich heraufbeschworen hatte, im Auge und bemerkte, wie das Gesicht der Frau aufleuchtete beim Anblick der Pracht von Mrs. Edward Sakers Kostüm, der kunstvollen Eleganz von vor hundert Jahren, bemerkte dann, wie ernst und in sich gekehrt das Gesicht seines schmallippigen Bewunderers wurde, als Guy Domville trotz seines ungeheuren Reichtums und seiner glänzenden Zukunft beschloß, der Welt zu entsagen und sich einem Leben der Kontemplation und der Andacht in einem Kloster zu verschreiben.

*Guy Domville* war immer noch zu lang, und er wußte, daß unter den Schauspielern wegen der Unstimmigkeiten zwischen dem ersten und dem zweiten Akt eine gewisse Aufregung herrschte. Alexander, sein standhafter Regisseur, riet ihm, nicht auf sie zu hören, sie seien lediglich von Miss Vetch aufgewiegelt worden, die im zweiten Akt keine nennenswerte Rolle spielte und im dritten Akt bloß einen ganz kurzen Auftritt hatte. Aber er wußte, daß man das in einem Roman nicht hätte riskieren dürfen: Eine einmal eingeführte Person mußte, sofern sie nicht eine sekundäre Rolle spielte oder vor dem Ende der Geschichte starb, in der Handlung bleiben. Was er in einem Roman niemals versucht hätte, versuchte er in einem Theaterstück. Er betete darum, daß es gutgehen würde.

Streichungen vorzunehmen war ihm verhaßt, aber er wußte, daß er sich nicht beschweren durfte. Anfangs hatte er lautstark gemurrt – ja eine gequälte Ungläubigkeit zum Ausdruck gebracht –, bis er gemerkt hatte, daß er sich bei der Regie unbeliebt zu machen begann. Es hatte keinen Sinn, darauf hinzuweisen, daß er, wenn noch Kürzungen erforderlich gewesen wären, sie schon vor Abschluß der Arbeit vorgenommen hätte. Mittlerweile strich er jeden Tag irgend etwas heraus, und er fand es seltsam, daß er schon nach wenigen Stunden der einzige war, dem die Nahtstellen, die fehlenden Augenblicke noch auffielen.

Während der Proben hatte er wenig zu tun. Er empfand die Vor-

stellung, daß es nur zur Hälfte sein Werk war und die andere Hälfte dem Regisseur, den Schauspielern und den Bühnenbildnern zukam, als zugleich erregend und beunruhigend. Dem Werk übergeordnet war jetzt das Element der Zeit, und das war neu für ihn. Über dem Proszeniumsbogen hing eine gigantische unsichtbare Uhr, deren Ticken sich der Stückeschreiber unterwerfen mußte, deren Zeiger sich, unerbittlich wie die Geduld des Publikums, von zwanzig Uhr dreißig an unaufhaltsam weiterbewegten. Während dieser prallvollen Zeitspanne von zwei Stunden (wenn man die Pausen mitrechnet) mußte er das Problem, das er sich selbst gestellt hatte, darlegen und zur Auflösung führen – oder sich geschlagen geben.

Je fremder und gleichzeitig realer ihm das Stück zu werden schien, während er den ersten Proben auf der Bühne und den ersten Kostümproben beiwohnte, desto stärker wurde in ihm die Gewißheit, daß er sein wahres Metier gefunden hatte, daß er nicht zu spät begonnen hatte, für das Theater zu schreiben. Er war bereit, sein Leben zu ändern. Er sah das Ende langer einsamer Tage voraus; an die Stelle der bitteren Genugtuung, die ihm die Prosa gewährte, würde ein Leben treten, in dem er für Stimmen und Bewegung und eine Unmittelbarkeit schreiben würde, die er bisher für unerreichbar gehalten hatte. Diese neue Welt war zum Greifen nah. Doch unvermittelt, besonders morgens, überkam ihn die Gewißheit, daß das Gegenteil der Fall war, daß er scheitern und, ob er wollte oder nicht, zu seinem eigentlichen Medium würde zurückkehren müssen: der gedruckten Seite. Solche Tage voll seltsamer Gemütsschwankungen und Aufregungen hatte er noch nie erlebt.

Für die Schauspieler verspürte er reine Zuneigung. Es gab Stunden, da er für sie geradezu alles getan hätte. Er ließ während der langen Proben Lunchkörbe hinter die Bühne bringen: kaltes Huhn und Roastbeef, frische Salate, Kartoffeln in Mayonnaise, frisches Brot und Butter. Er liebte es, dabei zuzuschauen, wie die Schauspieler aßen, diese Augenblicke genossen, da sie von ihren jeweiligen Rollen ins normale Leben zurückkehrten. Er freute sich auf kommende Jahre, da er weitere Rollen schreiben und den Schauspielern zusehen